

## Schneesommer und Heisshunger

Warum kam es 1817 zur letzten grossen Hungerkrise?



Eine Handspinnerin (Schweizer Volksleben).

**Vor 200 Jahren wurde das Zürcher Oberland nach einem selten nasskalten Sommer und schlechter Ernte von der letzten schweren Hungerkrise heimgesucht. War der gewaltige Tambora-Vulkanausbruch im fernen Indonesien von 1815 daran schuld? Neueste Forschungen weisen noch ganz andere, ebenso spannende Zusammenhänge nach – und viele Fragen beschäftigen uns heute noch. 2016 wird im Ritterhaus Bubikon und andernorts in der Region an die Hungerkrise erinnert.**

An schlechtes Wetter waren sich die Menschen zu Beginn des 19. Jahrhunderts seit Jahren gewöhnt. Aber einen so schlechten Sommer wie 1816 gab es noch nie – und hat es seither auch nie mehr gegeben. Warum das Wetter damals verrückt spielte, darüber rätselte man lange. Heute wissen wir, dass eine vulkanisch bedingte Klima-Anomalie die extremen Witterungsbedingungen in jenem «Jahr ohne Sommer» mitverursacht hatte. (Im Heimatspiegel vom April 2015 haben wir davon berichtet.)

Doch zur letzten Hungerkatastrophe kam es im Zürcher Oberland und in der Ostschweiz nicht nur des schlechten Wetters und der schlechten Ernte wegen. Andere Gegenden erlebten ja die gleiche Witterung und auch die gleiche Missernte – aber keine Hungerkrise. Grund der Hungerkrise war bei uns der Zusammenbruch des Getreidemarkts, der mit einer enormen Arbeitslosigkeit unter den Heimspinnerinnen zusammenfiel. Die Kantons- und die Gemeindebehörden waren total überfordert. Eine Schweiz wie heute gab es noch nicht, erst

einen von aussen aufgedrängten Bundesvertrag.

Um es mit den Worten Louis Speckers – dem ehemaligen Leiter des Historischen Museums St. Gallen – zu sagen: Nicht ein Vulkan oder die Witterung waren schuld an der Hungerkrise. Nein, die Menschen hatten diese Krise verursacht, waren schuld an ihrem Leid.

Die Schweiz war ein armes und gleichzeitig reiches Land; heute würden wir es als aufstrebendes Schwellenland bezeichnen. Sie war im Inneren zerstritten, import- und exportabhängig, abhän-

gig von Freunden und Feinden in Europa, Spielball der Grossmächte und am Wiener Kongress von 1815 das Sorgenkind des Kontinents. Die Kriege Napoleons hatten die Schweiz zwar weniger versehrt als andere Länder, aber die Requisitionen fremder Truppen waren einschneidend, und die von durchziehenden oder heimkehrenden Soldaten hereingeschleppten Krankheiten nahmen zu. Die Hygiene war katastrophal und die Ernährung aus heutiger Sicht mangelhaft. Beides förderte Krankheiten.

### Der Schneesommer von 1816

Schon die Jahre vor 1816 waren Fehljahre. Die Witterung hatte sich seit 1810 verschlechtert. Es gab wiederholt magere Ernten. Die Vorräte, die schon durch die Kriege strapaziert waren, gingen zur Neige. Krankheiten grassierten. Als 1815 Napoleon besiegt wurde, hofften die Menschen auf bessere Zeiten. Doch die langersehnte Friedenssonne wollte und wollte nicht scheinen.

Im Gegenteil. Der Winter 1815/1816 war der strengste und längste seit Menschengedenken. Ihm folgte – ohne Frühjahr dazwischen – ein extrem nasskalter Sommer mit wiederholten Schneefällen bis in tiefe Lagen. Getreide und Früchte reiften miserabel. Die Kartoffeln musste man im Herbst unter frühem Schnee herausgraben.

### Der Bergsturz von Goldingen

Am 3. Juli 1816 riss eine Nagefluh-Bergflanke nach starken



Der Bergsturz von Goldingen (Staatsarchiv St. Gallen).

Niederschlägen und donnerte mit Getöse ins stille Goldingertal. In der Morgendämmerung erkannten die Goldinger die Katastrophe: 7 Tote und 16 Verletzte, 4 Häuser und mehrere Scheunen zerstört, das Vieh tot und alles landwirtschaftliche Land verschüttet. In Goldingen schlug die Witterung mit voller Wucht zu. Es hatte an 122 Tagen geregnet oder geschneit, erzählen die Chroniken.

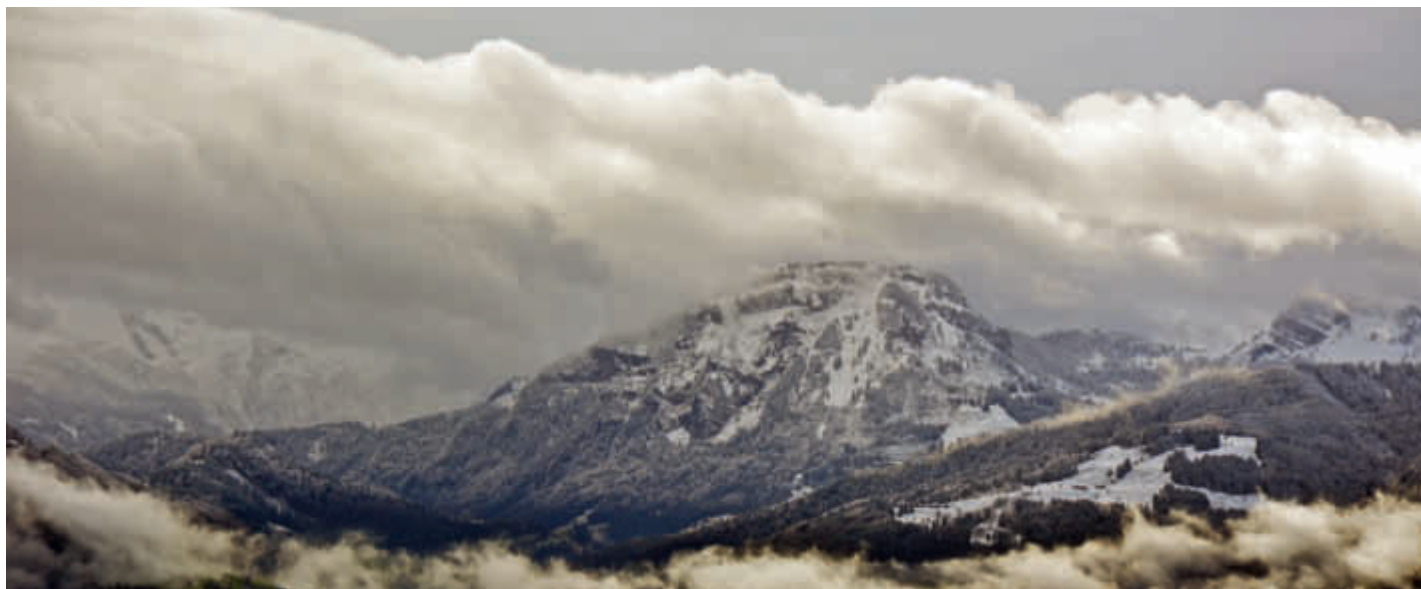
Stark von der extremen Witterung und von Missernten waren auch die Kornkammern in Süddeutschland betroffen, also jene Gebiete, welche regelmässig

Getreide zu uns lieferten. Um Aufruhr in der Bevölkerung zu verhindern, wurden dort die Exporte verboten. Und so brach über Nacht in der Schweiz der Kornmarkt zusammen. Mehr noch: Die Kantone, die sich noch kurz vorher im Bundesvertrag gegenseitige Hilfe zugesagt hatten, schlossen ihre Grenzen. So konnte überhaupt kein Getreide mehr zirkulieren. Schlimmer konnte es gar nicht mehr kommen. Doch es kam: Innert weniger Monate verteuerte sich das Brot um bis zu 384 Prozent. Selbst Menschen aus dem Mittelstand verarmten innert kürzes-

ter Zeit. Wenige Reiche konnten sich etwas leisten; viele Handwerker und Gewerbler wurden arbeitslos.

### Heimarbeiter in der Schuldenfalle

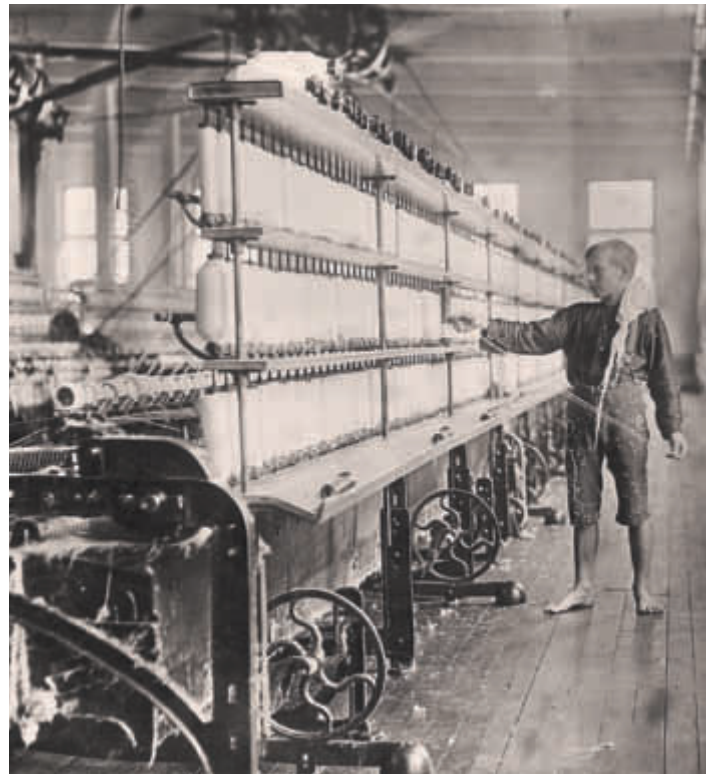
Blicken wir auf die Zeit vor 1816 zurück. Die Heimspinnerei hatte aufgrund guter Marktverhältnisse bis 1790 dauernd zugenommen. Die Zürcher Oberländer Spinnerinnen und Heimweber arbeiteten günstiger als ihre englische Konkurrenz. Ihre Gewebe verkauften sich gut. Kunden fanden sich in Italien und vor allem in Frankreich. Die



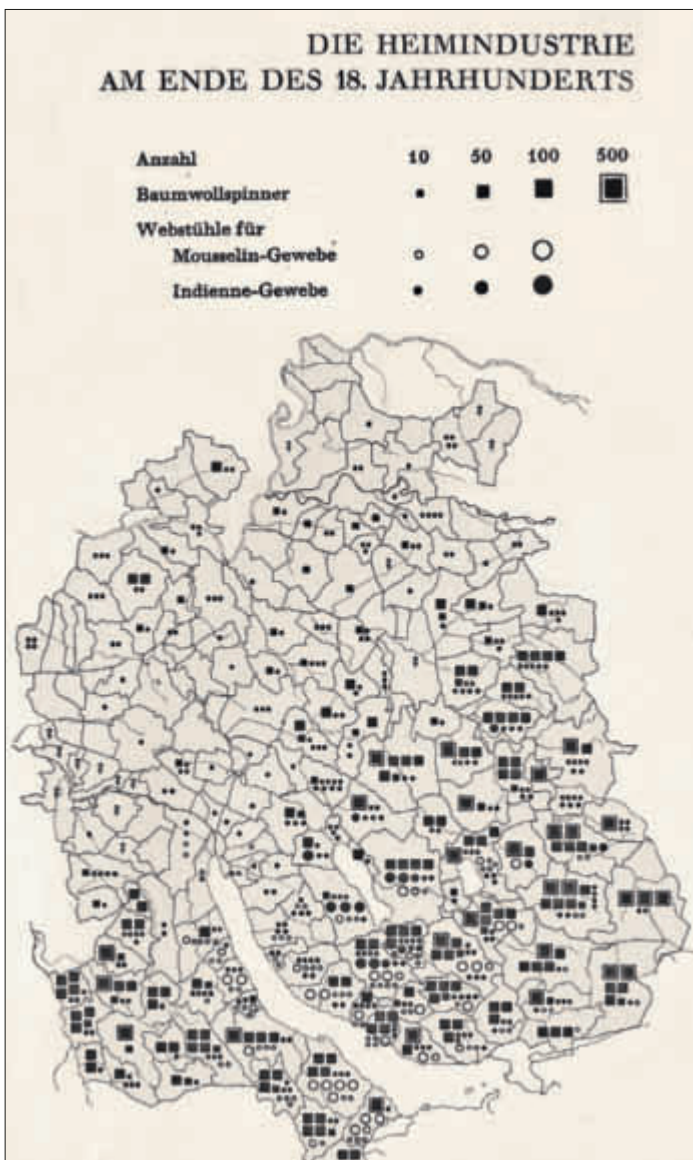
Impression zum Schneesommer (Peter Schulthess, November 2015).

## Baumwolle und Heimarbeiter

Die Baumwolle kam im 15. Jahrhundert – auch als Ersatz der verminderten Einkünfte aus dem Söldnerwesen – vorerst in der Stadt Zürich und ab dem 17. Jahrhundert vermehrt in den südöstlichen Gebieten und den Bergregionen des Kantons auf. «Zürcher Fabriques» nannte sich das System selbst; es wurde in der Neuzeit auch als Verlagssystem beschrieben. Städtische Kaufleute vergaben Rohware und Arbeit oder Garne und Webaufträge gerne an einzelne Personen oder Familien auf dem Land, weil diese erstens billiger arbeiteten und zweitens aus der traditionellen Leinenverarbeitung das nötige Know-how hatten. Bezahlt wurde der Lohn meist durch Naturalien wie Brot, manchmal Medikamente. Verträge gab es keine. Bei schwacher Konjunktur gab es weniger Stücklohn und gleichzeitig auch weniger Arbeit. Im 18. Jahrhundert übernahmen vermehrt ländliche Tuchhändler diese Geschäfte. Die städtischen Kaufleute konzentrierten sich auf den Handel mit Baumwoll-Rohwaren und Fertigwaren, den Verkehr mit Färbereien, den Einkauf von Hilfsstoffen wie Indigo aus der Karibik oder Java und Gummi Arabicum aus Senegal für die Druckereien sowie den Export der gefärbten oder bedruckten Indienne- und Mousseline-Gewebe. Für den Transport und die Versicherung lieferten sie auch die notwendigen Finanzdienstleistungen.



*Kinderarbeit in einer mechanischen, wassergetriebenen Spinnerei (Wikipedia).*



*Dichte der Handspinnerei und Heimweberei um 1787 im Zürcher Oberland (Kläui/Imhof).*

Oberländer Gewebe wurden, nachdem sie in Manufakturen in Zürich, der Westschweiz, in Basel oder im Elsass gefärbt oder bedruckt worden waren, praktisch vollständig exportiert.

Die Heimarbeit war Hand- und Familienarbeit, brauchte viele Hände. Es war für die Eltern deshalb vorteilhaft, viele Kinder zu haben; diese arbeiteten kostenlos und brachten Verdienst. Entsprechend verwöhnte man die Kinder in guten Zeiten mit Nahrung. Rolf Gehrman berichtet in seiner Arbeit zur Säuglingssterblichkeit eindrucklich von den Verhältnissen bei den Heimarbeitern in Deutschland. Seine Aussagen treffen auch auf das Zürcher Oberland zu: «Das Ueberfüttern der Kinder verdient eine starke Rüge. Man beobachtet es vorzüglich bei Wohlhabenden der untern Stände, wo die Mütter aus Mangel an Bildung und thöriger Affenliebe ihren Kindern Tag und Nacht die untauglichsten Speisen und Getränke zustecken. Besonders wird von denselben unsinniger Weise Kaffee, Wein und Zuckerwaaren im Uebermaaß oft kaum jährigen Kindern gereicht.»

Jakob Stutz erzählt: «In diesen Dorfschaften gilt bald keine andere Überlegung als die, welche Arbeit rentiert wöchentlich das meiste?» Einige Heimspinnerrinnen konnten sich Gold-

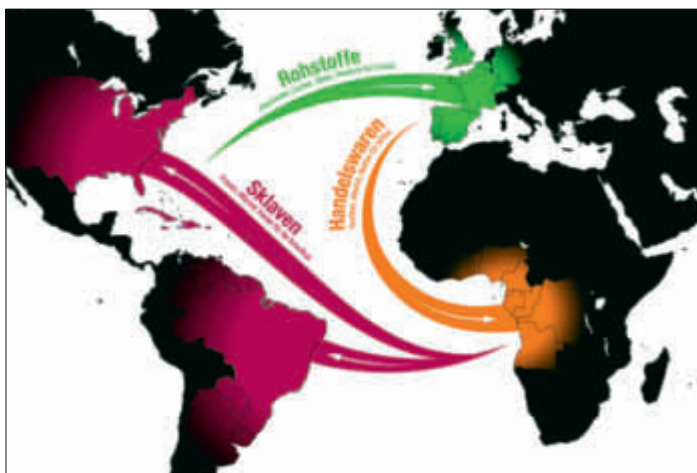
schmuck leisten, andere assen Weissbrot und frisches Fleisch, und viele tranken Kaffee, Wein und Schnaps. In den besten Jahren gab es Bargeld, Kredite zum Bauen, erleichterte Niederlassung, weniger strenge Bauregeln – vor allem im Berggebiet. So wanderten viele Leute aus benachbarten Kantonen bei uns ein und bauten verstreut bis hoch hinauf ihre kleinen Häuser.

Lohnarbeit war nicht weit verbreitet. Naturalien blieben immer Bestandteil des Spinner- oder Weberlohnes. Wenn Bargeld rar war, gab es Brot gegen Arbeit; in schlechten Zeiten nur noch neue Baumwolle gegen Arbeit, und in den schlechtesten Zeiten blieb nur das Betteln. Viele Heimarbeiter waren mit Schulden beladen, ihre Hoffnungen auf ein besseres Leben zahlten sich nie aus. «Seit einigen Jahren ist das Kaffeetrinken unter den Landleuten ausserordentlich eingegriffen, und sie schlürfen ihn den ganzen Tag hindurch, statt aller übrigen Speisen, mit etwas Brod. Ein solcher Bauernkoffee ist aber nichts anders, als ein kaum gefärbtes kraft- und geschmackloses, elendes Getränk.» (Rolf Gehrman)

Bauern waren die Heimarbeiter schon länger nicht mehr, obwohl sie für sich Kartoffeln anpflanzten. Ohne dieses Nahrungsmittel wären sie im Oberland nie

## Die erste Welle der Globalisierung

Die Schweiz war ein Teil der atlantischen Wirtschaft. Nebst den Seemächten Holland, England und Frankreich nahm die Schweiz, die in den Häfen der Atlantikküste präsent war, ihren Platz ein. Sie hatte sich früh in die internationale Arbeitsteilung eingefügt, sei es als Erbringerin von Finanzdienstleistungen oder durch die Einfuhr tropischer Produkte (Baumwolle/Zucker aus der Karibik) und die Ausfuhr von Fertigwaren (Gewebe für Afrika). In diesem vom Handelskapital geprägten Europa mit einer bereits am Vorabend der technischen Revolution wohlhabenden Oberschicht der Städte entwickelte sich die Schweiz zum zweitgrössten Hersteller von Baumwollwaren. Vorausgegangen war eine lange Phase des protoindustriellen Wachstums und der Diversifikation der Produktion, die sich mit dem Begriff Industrielle Revolution nur ungenau fassen lässt: Aufgabe der landwirtschaftlichen Eigenversorgung zugunsten der Baumwollspinnerei, der Weberei und der Färberei/Druckerei. Der Reichtum der Städte und der Schweiz im 18. Jahrhundert ist nicht ohne die Sklaven in Westindien und die Heimarbeiter in der Ostschweiz zu erklären. Die letzte Hungerkrise der Schweiz ist auch mit der Geschichte eines typisch schweizerischen Kapitalismus verbunden.



Der Atlantik- oder Dreieckshandel: Gewebe gegen Sklaven, Sklaven gegen Geld und Geld für Rum, Kaffee, Baumwolle für Europa (cooperaxion.org).



Sklaven führen Baumwolle in den Hafen (Wikipedia).

durch schlechte Zeiten gekommen. Die Kartoffeln führten aber immer wieder zum Streit mit den Pfarrherren, den Vertretern der Stadtregierung, weil die Kartoffeln durch den Zehnt belastet waren. Die Armen konnten diesen Zins aber kaum abliefern.

### Der Stoff unseres Wohlstands

Der Atlantikhandel hatte bis 1806 immer genügend Baumwolle nach Europa und in die Schweiz gebracht. Der Sklavenhandel benötigte Schweizer Gewebe als Zahlungsmittel. Schiffe brachten Schweizer Stoffe nach Afrika. Mit dem Erlös wurden Sklaven gekauft, diese von Afrika in die Karibik geschifft, und die leeren Schiffe dann mit Barbados-Baumwolle, textilen Hilfsstoffen für Färberei und Druckerei wie Indigo und Krapp sowie Luxusgütern wie Zucker und Kaffee beladen und zurück nach Europa gefahren.

Die Tuchhändler und Heimweber im Oberland hatten in der Hochkonjunktur zwischen 1780 und 1787 praktisch nur noch die beliebten Indienne für den Export nach Frankreich und den Atlantikhandel produziert und keine neuen Produkte entwickelt. Die Märkte und die Nachfrage veränderten sich aber während der Revolutionswirren und der Kriegszeit bis 1815 stark.

Das Verbot des Sklavenhandels durch den Wiener Kongress 1815, der aufkommende Protektionismus durch die Nachbar-

länder, die Neuorientierung des Kapitals und der Investitionen, technologische Neuerungen wie der Walzendruck, die verbesserten Spinnmaschinen und Webstühle erforderten die Bearbeitung neuer Märkte mit neuen Geweben. Das System der ländlichen Heimarbeit war schlecht darauf vorbereitet, zu schwerfällig und qualitativ rückständig geworden.

### Das Ende des Goldenen Zeitalters

Schon um 1790 gab es in der Heimspinnerei Tausende von Arbeitslosen. Die französische Kontinentalsperre – ein Wirtschaftskrieg zwischen Frankreich und England – verschaffte zwischen 1806 und 1813 zwar Arbeit, weil die englische Konkurrenz auf dem europäischen Festland nicht verkaufen konnte. Jedoch mussten die Heimarbeiter mit Baumwolle aus dem Nahen Osten von minderer Qualität spinnen. Gute Baumwolle aus Barbados kam nicht mehr durch die Sperre – ausser man schmuggelte sie illegal durch halb Europa in die Schweiz.

Landverleger vergaben Arbeit zu einem tieferen Lohn oder kleineren Naturallohn wie Brot, welches die Gartrager mit der Baumwolle zu den abgelegenen Häusern im «Höheren Gebirg» brachten. Manchmal gab es wochen- oder monatelang keine Arbeit. Manch einer wanderte in dieser Zeit ins Elsass, ins Münsbertal im Schwarzwald oder nach Basel aus, weil es dort noch Arbeit und Lohn gab.

Die ersten mechanischen Spinnmaschinen nach englischem Vorbild in der Ostschweiz waren um 1800 ein untrügliches Zeichen, dass das Goldene Zeitalter der Heimspinnerei endgültig zu Ende ging. Die Heimweberei bediente sich jetzt schon geschmuggelter englischer Garne, um noch konkurrenzfähig zu sein. Das bedeutete noch weniger Arbeit in der Handspinnerei.

Der Markt hatte sich endgültig gewandelt. Weniger Schiffe benötigten weniger Gewebe für Afrika. Und nachdem der Sklavenhandel durch die Kontinentalsperre eingebrochen war und 1815 der Wiener Kongress den Handel mit schwarzen Menschen verboten hatte, waren die Indienne-Gewebe nicht mehr gefragt. Städtische Kaufleute waren darum auch Konkurs-



*Eine Handweber-Familie im Webkeller ihres Flarzes (Wikipedia).*

gegangen; ein Burckhardt aus Basel hat in Paris sogar Selbstmord begangen, weil die Geschäfte nicht mehr florierten. Einige andere wandelten ihre Unternehmen in reine Bankhäuser um.

Das Kapital suchte sich bereits neue Investitionsmöglichkeiten. Tuchhändler auf dem Land kamen kaum zu Krediten, drängten gierig in die mechanische Spinnerei, konnten aber nicht genügend Baumwolle für die Maschinen einkaufen. Nur finanzstarke Unternehmer konn-

ten in den Jahren ab 1820 in die wassergetriebenen Fabriken investieren. Stadtzürcher Banken gaben niemandem Kredite – zu unsicher war für sie die Textilindustrie geworden.

#### **Genug Brot für alle?**

Die Importe von Getreide aus Süddeutschland deckten in ertragreichen Jahren den Ernährungsbedarf der wachsenden Bevölkerung im Oberland zu günstigen Preisen. Die Importe waren notwendig, weil die eigene Landwirtschaft selbst

nach ihren besten Ernten nur etwa die Hälfte des Bedarfs an Getreide liefern konnte. Kam es wegen der Witterung zu Missernten und blieben Importe aus, stiegen die Preise schlagartig. Das Getreide konnte nicht gelagert werden, wenn es feucht war, und rasche Verkäufe trieben die Preise noch weiter in die Höhe. Davon profitierten Bauern und Gemeinden mit Überschüssen besonders stark: Sie konnten sich rascher vom ungeliebten Zehnt loskaufen. Kleinere Bauern dagegen konnten ihre

Kredite nicht zurückzahlen und gerieten mit den Loskauf-Raten in Verzug. Dies bedeutete für viele Landwirte den Konkurs.

Der Verzicht auf Landwirtschaft zugunsten der verbreiteten Heimarbeit wurde von produzierenden Vollbauern und Regierenden kritisch gesehen. So meinte der Musterbauer Jakob Gujer, «Kleinjogg» aus Wermatswil bei Uster, etwas abschätzig: Er habe nichts gegen die Heimarbeit einzuwenden; diese sei ein Segen, wie das Spital, freilich nur für schwache Leute.

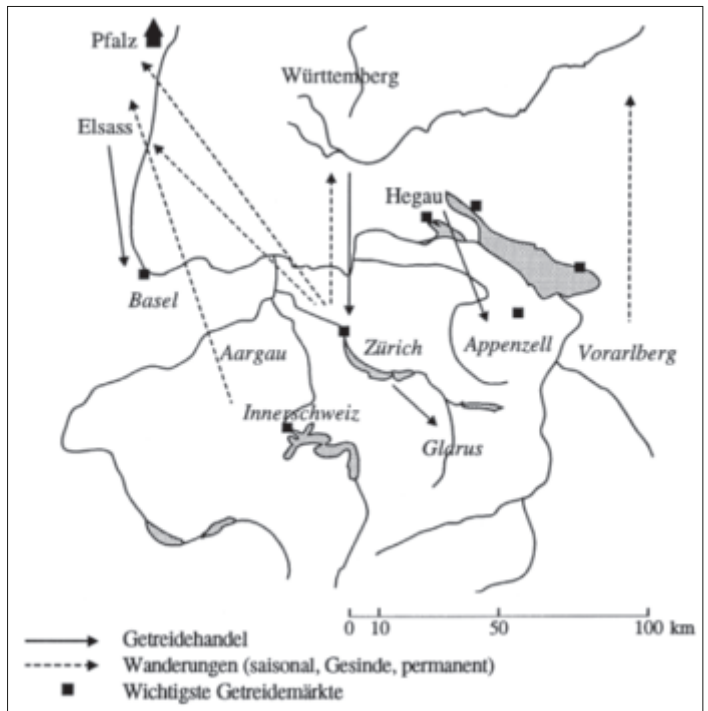
Die Bauern lebten in der Regel bescheiden und ernährten sich sehr einfach. In Gebieten mit Milch ass man Milchsuppen mit eingebrocktem Brot, Milchbreie oder Sauerkäse (aus flüssigem Quark oder geronnener Milch). Die Landbevölkerung allgemein ass meistens Breie, Muse oder Suppen, oft von Hirse, Hafer oder Gerste, ergänzt mit Hülsenfrüchten, gedörrtem Obst, Brot und Milch bzw. Milcherzeugnissen. Frisches Fleisch gab es für wohlhabende Familien nur sonntags, für ärmere nur einige Male im Jahr. Das meiste Fleisch wurde konserviert, das heisst zum Beispiel getrocknet und geräuchert. Das Fleisch war in der Regel Kuhfleisch – von einer alten Kuh, die wegen nachlassender Milchleistung geschlachtet wurde. Hühner hielt man hauptsächlich wegen der Eier;



*Druckerei für Baumwollgewebe (Wikipedia).*

## Agrarmodernisierung und Bauern

Die Umstrukturierung der Landwirtschaft, die in England um 1700, im schweizerischen Mittelland im 18. Jahrhundert einsetzte, zog sich bis ins 19. Jahrhundert hin. Sie beinhaltete den Loskauf vom Zehnt, die Auflösung der kollektiv getragenen Dreizelgenwirtschaft, eine erweiterte Fruchtwechselwirtschaft und eine Integration von Viehwirtschaft und Ackerbau. Kartoffeln und Futterklee wurden in die Fruchtfolge eingebaut. Die Stallfütterung des Viehs im Sommer ergab mehr Mist, und die gesammelte Jauche trug dazu bei, dass systematischer gedüngt werden konnte. Damit wurden allmählich Brache, Allmend und Waldweide der intensiven Nutzung zugeführt, und die Flächenerträge konnten steigen. Die gesteigerte pflanzliche Produktion diente nicht nur der Ernährung der wachsenden und zunehmend gewerblich-industriell tätigen Bevölkerung, sondern auch der Fütterung eines wachsenden Viehbestands. Milchüberschüsse wurden ab 1850 in Talkäsereien verwertet. Die dabei anfallende Schotte ermöglichte zusammen mit Kartoffeln eine vermehrte Schweinehaltung. Die wachsenden Viehbestände lieferten wiederum mehr Dünger. Diese Modernisierung bildete eine wichtige Grundlage der Industriellen Revolution.



Getreideeinfuhren aus den Überschussgebieten Süddeutschlands (Pfister).

auf den Tisch kam deren Fleisch selten. Die Eier brachten auf dem Markt das einzige Bargeld für Kleinbauern.

Krankheiten kamen auch in diesem Gesellschaftsstand häufig vor: «Fast bey allen hitzigen und chronischen Krankheiten waren Würmer mit im Spiele (...), kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand blieb verschont. (...) Den meisten sah mans gleich beym ersten Anblicke an, was für Gäste sie beherbergten. Ein aufgedunsenes, blasses, sich leicht

veränderndes Gesicht, ein mattes Auge und ein träges, unlustiges, rappelköpfiges Wesen, nebst den übrigen bekannten Wurmzeichen, liessen bald vermuthen, was dahinter steckte.» (Rolf Gehrman)

### Armut und Arbeitslosigkeit

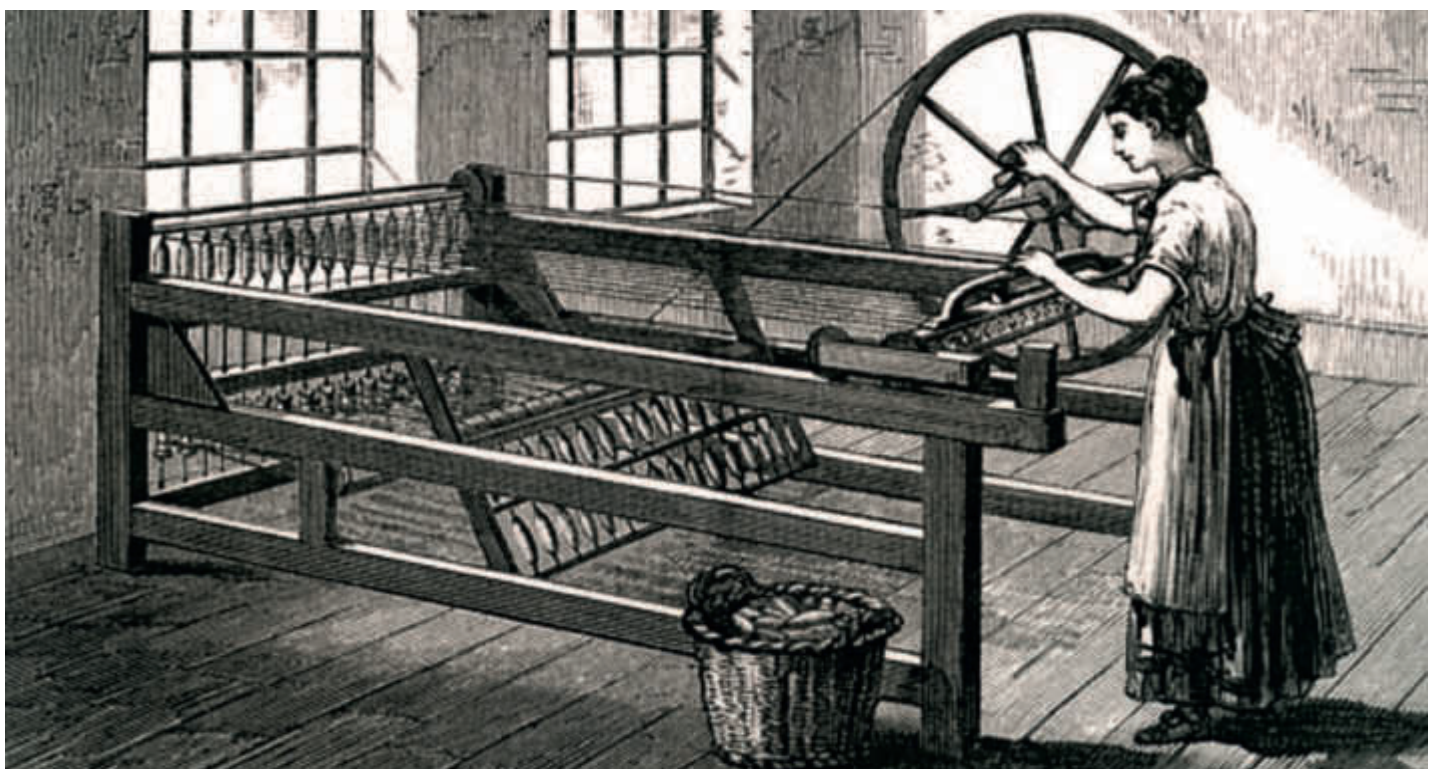
Die Bauern und die Heimarbeiter waren dem schlechten Wetter und der schlechten Konjunktur um 1816 praktisch schutzlos ausgeliefert. Nutznie-

ser waren nur grössere Bauern mit Überschüssen. Die meisten Bauern hatten keine Arbeit für Tagelöhner, Knechte und Mägde und entliessen diese. In der Heimarbeit wurden 30 000 Spinnerinnen sowie Garntäger arbeitslos. In den aufkommenden mechanischen Spinnereien fanden sie keine Anstellung. So waren sie endgültig ohne Arbeit und Verdienst.

Die Hungerkrise erfasste im Winter 1816/1817 die ganze Schweiz und verlagerte sich

dann 1817 auf die östlichen Landesteile. Die Ostschweiz – St. Gallen, Appenzell und Glarus sowie das Zürcher Oberland – war wegen des Verzichts auf Landwirtschaft zugunsten der Heimarbeit besonders verletzlich.

Die Arbeitslosigkeit, die abgelegenen Höfe, die Unerreichbarkeit wegen mangelnder Strassen, die schwachen Gemeinwesen der Höhenlagen, der Mangel an Viehfutter, keine Reserven und keine Ersparnisse, Schulden, Streit, Hygiene, Krankheiten und der ein-



Eine «Spinning Jenny»: Um 1816 waren Maschinen noch handbetrieben (Wikipedia).

setzende Proteinmangel führten zu Hungerkrankheiten, Auszehrung und im Frühjahr in Extremfällen zum Hungertod oder Tod durch Folgekrankheiten wie Lungenentzündung.

1816 gab es für alle weniger Arbeit – und damit weniger Lohn, mit dem man Lebensmittel kaufen konnte. Unterernährung und daraus entstehende Mangelkrankungen und Auszehrung waren die Folge. Die Krankheiten kamen im Frühjahr 1817 auch mit der Grippe oder später mit dem Verzehr von schlechten Nahrungsmitteln. Der Tod kam vor allem 1817 im «höheren Gebirg» des Kantons Zürich.

Die Handspinnerinnen, vor allem Frauen, Kinder und teilweise arme Familien, hatten alles verloren. Sie kamen von den Höhen ins Tösstal, nach Pfäffikon oder Uster, um zu betteln. Sie gingen bis Winterthur, um wenigstens etwas Suppe aus ausgekochten Knochen zu bekommen. Die Hilfsgesellschaft Winterthur gab während der Hungerkrise mehr als 90 000 Suppenmahlzeiten (täglich 1400) aus. Wer den Weg nicht schaffte, suchte Kräuter oder Wurzeln in den Wäldern. Manche kochten und assen Gras. Wenn sie dann etwas zu Essen fanden oder bekamen, assen sie heiss hungrig alles, bis zum Erbrechen.

### Lange Nachwirkungen

Viele Menschen, die 1800 geboren wurden, waren um 1850 immer noch arm. Die Hungerkrise von 1816/1817 wurde aber bald vergessen, wohl weil



*Kartoffeln wurden zum «Heiland» der Armen (Schweizer Volksleben).*

Arbeitslosigkeit, Armut und Hunger am meisten Frauen und Kinder trafen, also die schwächsten Glieder in einer durch und durch patriarchalen Gesellschaft. (Nur der Mann durfte das Brot anschneiden!)

Es ging lange, bis Armut, Hunger und Krankheit in der Bevölkerung überwunden werden konnten. Erst die Schleifung der Stadtmauern Zürichs, der Bau der Eisenbahn, die Wasserkraft der Fabriken und später die Elektrizität sowie die unermüdlichen Einsätze von Hilfsvereinen und gemeinnützigen Gesellschaften reduzierten die Verletzlichkeit der Gemeinwesen. Die grösste Errungenschaft war aber die Einrichtung eines modernen Schul- und Bildungs-

wesens. Es war noch 1870 keine Selbstverständlichkeit, dass alle Kinder in die Schule durften oder gar einen Beruf erlernen konnten.

### Das Projekt «1816 – das Jahr ohne Sommer»

Unter dem Patronat der Kulturkommission Zürioberland führt der Verein «Projekt 1816» im Sommer 2016 ein umfangreiches Programm durch: im Ritterhaus Bubikon eine Ausstellung, musikalisch-szenische Rundgänge und Mittwochsgespräche zu noch heute aktuellen Themen, in der ganzen Region einen Jugendwettbewerb, die Aktion «Zürioberland hilft» zugunsten eines heutigen Hungergebiets sowie vieles andere. Mehr Informationen finden sich auf [www.zuerioberland-1816.ch](http://www.zuerioberland-1816.ch).

In der Ausstellung «Schneemosmer und Heissunger» im Ritterhaus Bubikon begeben wir uns auf eine Spurensuche: Wir erfahren Neues zum Jahr 1816, dem letzten Jahr ohne Sommer. Wir finden die Spuren des gewaltigen Vulkans Tambora im Eis von Grönland und die Spuren des Hungers in den Knochen von Susanne Hunziker. Zehn Fragen, Führungen, Video- und Audioproduktionen sowie Lesestationen erschliessen unbekanntes Zusammenhänge. Ein umfangreiches Rahmenprogramm bringt die letzte Hungerkrise in der Schweiz zurück in unser Bewusstsein.



*Luxus Weissbrot: angeschnittener Weggen (Peter Schulthess).*

### Quellen

- Beckert, Sven: King Cotton – Eine Globalgeschichte des Kapitalismus, C. H. Beck Verlag, München, 2014.
- Brockmann-Jerosch, H. (Hg.): Schweizer Volksleben, Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1929/31.
- Brühlmeier, Markus: Mehl und Brot, Macht und Geld im Alten Zürich, Chronos, Zürich, 2013.
- [www.cooperaxion.org](http://www.cooperaxion.org); Dokumentation und Datenbank zum Sklavenhandel (Karte zum Dreieckshandel).
- Gehrman, Rolf: Säuglingssterblichkeit in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 36, Heft 4, S. 807–838, 2012.
- Historisches Lexikon der Schweiz, elektronische Ausgabe: Einträge zu Agrarmodernisierung und Industrialisierung / Atlantischer Handel vom Autor dieses Heimatspiegels gekürzt/bearbeitet.
- Kägi, Kaspar: Die Hungerkrise von 1816/17 im Kanton Zürich, Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, 2011.
- Kläui, Paul und Imhof, Eduard: Atlas zur Geschichte des Kantons Zürich, Orell Füssli Verlag, Zürich, Zweite Auflage, 1951.
- Krämer, Daniel: «Menschen grasten nun mit dem Vieh» – Die letzte grosse Hungerkrise der Schweiz 1816/17, Schwabe, Basel, 2015.
- Pfister, Ulrich: Die Zürcher Fabriken – Protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert, Chronos, Zürich, 1992 (Karte).
- Specker, Louis: Die grosse Heimsuchung: das Hungerjahr 1816/17 in der Ostschweiz, in Neujahrsblatt, Historischer Verein des Kantons St. Gallen, Teil 1, 1993 / Teil 2, 1995.

### Der Autor

Peter Schulthess aus Sulzbach/Uster ist gelernter Textilkaufmann und betätigt sich als Autor, Illustrator und Ausstellungsmacher. Er interessiert sich dafür, wie wir erinnern, erzählen, aber auch vergessen. Er gestaltet mit einem Team die Ausstellung im Ritterhaus Bubikon.